

Schriftlich will ich's haben, Majestät.

Eine Episode aus dem Leben Friedrichs des Großen. Von Konrad Wallberg.

Der große, mächtige König, dessen Strenges eben so gefürchtet, wie seine Gütlichkeit beliebt war, und dessen Gerechtigkeitliche ihn mehr als einmal veranlaßt, Aussprüche und Handlungen zu thun, die seinem eigenen Interesse zuwiderliefen, hatte ein für allemal befohlen, daß Jeder, der ihn zu sprechen wünschte, vor ihm erscheinen dürfe.

Katholik war dieses dem Reize bekannt und manche Klage, welche Ordnung dieses angebracht, gegen ihre Wirkung nicht verfehlt haben würde, mußte der Monarch daher mit Ansehen.

Dabei stellten es die Bittsteller, ohne sich erst nach der Zeit und den Umständen zu erkundigen, häufig eigentümlich genug an, um die Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich zu lenken.

So bemerkte der König, als er einmal in Potsdam weilte, wie eine alte Bäuerin mehrere Tage nacheinander vor dem Schlosse erschienen, um unermüdet nach seinem Fenster zu blicken.

Warum kommt die Frau nicht in's Schloß? fragte er einen Pagen. Gehe Er hinunter und frage nach dem Besuche der Frau.

Dieser beehrte sich, dem Befehle nachzukommen und erkundigte sich nach den Wünschen der Bäuerin.

Ich will den König sprechen, war die Antwort. Hat Sie ein Memorial?

Nein, ich will ihn selbst sprechen. Mütterchen, das geht nicht an.

Ja, das wird doch angehen! Der König wird doch einmal sein Haus verlassen.

Gewiß wird er das! Aber dann ist er nicht für Euch zu sprechen. Das wird doch sein!

Nein, gute Frau; das geht nicht an. Und ich sage Ihnen, das ist doch ungehenlich.

Darüber mach' Er sich nur keine Sorgen und überlasse Er es mir, wie ich es anstellen will, den König zu sprechen. Im Uebrigen gehe Er jetzt zu seinem Herrn und laße mich ungestört.

Der Page mochte wohl einsehen, daß die Hartnäckigkeit der Frau doch größer sei, als die Macht seiner Veranlassung, und zog sich daher zurück, um Friedrich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Führe Er die Frau sofort zu mir, befahl darauf der König. Gleich darauf ließ die Bäuerin vor dem Herrscher, der sie in leutseligem Tone fragte.

Nun, Mütterchen, was wollt Ihr? Ach, gnädigster König, erwiderte diese, Sie sind doch zu gut. Unser General fuhr mich ganz anders an, als ich zu ihm kam.

Und was sagte der zu Euch? Nun, der war gerade nicht sehr fein. Er sagte: Schert Euch zum Teufel, alte Hexe.

Das ist freilich nicht gut. Aber nun sagt es mir, was Ihr auf dem Herzen habt?

Ich bitte um einen von meinen beiden Söhnen, denn ich bin eine Wittwe. Den jüngsten haben sie mir genommen. Der stand noch immer meiner Ackerwirtschaft vor, aber nun muß Alles zu Grunde gehen, wenn Sie mir keinen Sohn wieder geben. Und ich möchte, es wäre doch aller Ehren werth, wenn ich Einen darunter ließe.

Sind Ihr eine Köstlein oder eine Bauerfrau? Bewahre Gott, antwortete die Sprecherin, lebhaft einen Schritt zurücktretend; ich bin eine Bauerfrau und habe mein eigenes Gut.

Na, nehmt es nicht übel; ich habe es nicht gewußt.

Geben Sie mir nur meinen Sohn wieder, dann ist Alles gut.

Hört, Mutter, reiß nur wieder nach Hause; da habt Ihr Reuegeld. Ihr sollt Euren Sohn zum Herbst loshaben.

Doch wenn der große König gelaubt hat, hiermit frei zu kommen, dann hatte er sich getrennt.

Einige Schritte trat die Bäuerin zurück und indem sie den Kopf von einer Seite zur andern wogte, sah sie den König zusehend an.

Was ist Euch? fragte Friedrich. Ist denn nicht genug, was ich verprochen habe?

Nein! Mein, sagt Ihr?

Ja, ich sage nein!

Aber was soll ich denn noch mehr thun? Ich kann doch unmöglich Euren Sohn sofort herausgeben. Das geht doch mit dem besten Willen nicht.

Nieder König, was Ihr da sagt, sind Alles nur Klauen. Daß Sie meinen Sohn nicht sofort herausgeben können, glaube ich nicht. Ein König kann Alles, was er will. Woju sind Sie denn König, Majestät? Aber davon ist ja auch gar nicht die Rede. Wenn Sie meinen Jungen nicht gleich herausgeben, dann geschieht es wohl deshalb, weil er ein guter Soldat ist; und da kann ich es Ihnen denn auch nicht übel nehmen, wenn Sie so lange wie möglich aus dem Jungen Vorteil ziehen; denn was man hat, das hat man. Das ist es auch nicht, worüber ich mich ärgere.

Ich ärgere mich nur, erstens, weil Sie mir Geld für die Rückreise bieten; denn das sah ja aus, als ob ich meinen Sohn verkaufen wollte; da soll mich Gott vor bewahren!

Ich will meinen Sohn wieder haben, damit er mir wieder in der Wirtschaft hilft; denn sonst geht die zu Grunde. Aber eine Entschädigung will ich nicht; weder will ich meine Reisköppen wieder haben, noch brauchen Sie mir ober mei-

nem Jungen etwas dafür zu zahlen, daß er bei Eurer Majestät so lange als Soldat gedient hat und noch dienen soll. Aber es steht mir auch nicht aus, als wenn Sie wirklich Lust hätten, meinen Sohn loszugeben.

Den König amüßte die eigentümliche Art und Weise, mit ihm zu verkehren, in hohem Grade; denn so etwas war ihm bis dahin wohl schwerlich geboten worden, und deshalb fragte er:

Und woher denkt Ihr das? Ich nun! Sie haben ja noch gar nicht einmal gefragt, wie mein Sohn heißt und unter welchem Regiment er steht.

Der König fuhr etwas betroffen zurück: Allerdings wußte er das noch nicht. Die Frau hatte recht mit ihrer Bemerkung. Doch gut gelaunt, wie er einmal war, fragte er weiter:

Nun, wie heißt Euer Sohn und unter welchem Regiment steht er? Der eine heißt Michel Krüger und der andere Gottlieb Krüger; sie stehen unter dem ... Regiment in ...

Das werde ich mir aufschreiben. Ja, aber bitte, das gleich zu thun; denn nachher könnten Sie es vergessen.

Glauben Sie? Ja, Majestät! Und das könnte ich Ihnen auch gar nicht übel nehmen, denn Sie haben zu viel in den Kopf zu nehmen.

Da hab' Ihr Recht. Ich muß Manches bedenken.

Mit diesen Worten trat Friedrich an seinen Schreibtisch und notirte sich wirklich in den Fall.

Dann trat er wieder zu der Frau zurück und bot ihr noch einmal Geld für die Rückreise.

Denn, sagte er, nachdem ich Euch jetzt das Versprechen gegeben habe, Euren Sohn freizugeben, kann ja von einem Kaufman wohl nicht gut mehr die Rede sein.

Da haben Sie Recht, Majestät; und ich würde das Geld auch jetzt wirklich nehmen. Aber ich will es schriftlich haben, Majestät, daß Sie meinen Sohn freigeben.

Ohne im Geringsten ärgert über das unerhörte Verlangen der Frau zu sein, sondern im Gegenteil im hohen Maße amüßigt, antwortete der König:

Kommt morgen wieder her und Holt es Euch ab.

Das schien der eigenartigen Bittstellerin zu genügen, denn sie ging wirklich. An anderen Tagen war sie jedoch pünktlich wieder zur Stelle, um sich ihren Sohn abzuholen.

Inzwischen hatte Friedrich einige Ordre gegeben, dem General von ... in ... in der bewußten Sache zu schreiben, und der Frau, aber welche er sich so ungemein amüßigt hatte, zwanzig Reichsthaler auszuzahlen.

Hochzeitliche Vergnügungen im sechzehnten Jahrhundert.

Von R. Wernap.

Die Vermählung des Prinzen Johann Wilhelm von Jülich, dem der Prinzessin Jakobine von Baden ging mit großartigem Festlichkeiten von Statten.

Johann Wilhelm war der letzte Herzog von Jülich-Cleve-Berg, nach dessen Tode der berühmte Successionskrieg entstand, der mit zu den Veranlassungen zum dreißigjährigen Krieg gehört. Am 16. Juni 1885 feierte Johann Wilhelm zu Düsseldorf seine Hochzeit.

Nach reichlicher Liebeslegung waren Küche und Keller dazu bestens versorgt, die Zimmer des Residenzschlosses neu und prächtig ausgestattet worden.

Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Beinen, weißen Hosens, grünen und gelben Strümpfen, standen an den Thoren des Schlosshofes bereit, den Einzug Prinzess Jakobinens erwartend, die Blüthe des Adels, Grafen, Ritter und Herren waren im Saal des Schlosses versammelt. Bei den Bürgern lagen deren Knappen und Pagen im Quartier und rühten sich gleichfalls zum Empfang der hohen Braut, die nach etlichen Stunden des Harrens zu Schiff auf dem Rhein vor Düsseldorf anlangte. Johann Wilhelm bestieg auf die Kunde sein Hof, um Jakobine einzuholen. Er trug einen rothen Sammetmantel mit goldenen Borten, roth atlassene gepuffte Hosen, ein Goldbrokatwams, roth seidene Strümpfe, den Hut mit einer Perlengraffe und grün-weißen Federn geschmückt. Hinter dem Prinzen wurden drei prächtig aufgeschäumte edle Hengste geführt. Sobald er seine Braut erblickte, stieg er vom Pferde, begrüßte sie ehrenrätig und verneigte sich tief vor ihr. Sie wurde in einen vergoldeten Wagen gehoben, ihr Bruder und zwei andere ihrer vornehmsten Begleiter bestiegen die mit dem Bräutigam erschienenen Rosse, der glänzende Zug der Uebrigen ordnete sich, es waren viele dem Brautpaar oerwandte deutsche Fürsten darunter, und bewegte sich zur Stadt. Es wurden 1270 Reiter, darunter viel vornehme Gassen in dem Zuge, aufgezählt, welche mit ihren Dienern zu dem Feste erschienen waren.

Vor dem Schloßthor verließ die Braut ihren Wagen und betrat mit ihren Hofräufern zunächst das Brautgemach, in dessen Mitte, mit einem goldbrokatirten Teppich bedeckt, das Bett unter einem Baldachin stand.

Die Toilette der Braut begann; nachdem sie vollendet, erschien Jakobine in einem Gewand von Gold- und Silberbrokat, mit einem Halschmuck von Diamanten und Rubinen, auf den frei niederwallenden Haaren eine Perlenkronen.

Ihr voran schritten zwölf Ritter mit brennenden Fackeln von weißem Wachs. Ihr nach folgten zwölf Damen in weißen, goldgeschickten Seidenkleidern. Dann kam der Bräutigam. Er trug einen kurzen spanischen Mantel von schwarzem Sam-

met, weiß seidenes Wams, gleiche Beinkleider, beides mit Silber geflickt und mit edlen Perlen besetzt, weiß seidene Strümpfe, auf dem schwarzen Sammetbarrett eine Krone von Diamanten und Rubinen.

Dem Bräutigam folgten die vornehmsten Gassen und nächsten Anverwandten, ihnen schloß sich ihre Begleitung an; die Schloßkapelle vermochte nicht alle davon aufzunehmen. Ueber eine Stunde währte die Trauere des Hofpflanzers. Der Bräutigam legte in des Priesters Hand den Ring für die Braut, diese reichte ihm die goldene Schale mit einem Kranz von Diamanten und Rubinen, die sie so lange in ihren Händen gehalten hatte. Der Ring glitt an ihren Finger, den Kranz legte der Priester auf das entblößte Haupt des Bräutigams. Dann folgte das Te deum laudamus der Hofkapelle.

An der Hand des Bräutigams verließ die Braut die Kapelle, sonst beobachtete der Zug dieselbe Ordnung wie beim Eintreten derselben.

Die Tafelfreuden begannen. Unter Vorantritt des Hofstrauchseß mit dem Marschallat trugen sieben Ritter die Speisen für das Brautpaar auf. Es wurde lange und viel getafelt.

Wer kennt nicht den Käuzerjettel jener Zeit, mit ihren wunderlichen, kräftigen, und dem heutigen Geschmack wenig entsprechenden Gemäßen. Kauschende Musik begleitete jeden der vielen Gänge, und rauschende Musik der Trompeten, Basen, Zinken und Lauten leiteten den Tanz ein, der dem Tausel folgte.

Es war der Fackelzug des Brautpaares, bei dem ihnen zwölf Fackeln vor, zwölf solche nachgetragen wurden. Nach Beendigung desselben wurden die Brautfackeln verloscht, eine symbolische Handlung, die einer uralten Sitte entspricht.

Die Hochzeitgesellschaft begab sich darauf in einen andern großen Saal, in dem ein ganzer künstlicher Garten aufgestellt war. Da sah man Bäume verschiedener Art, Wald- und Obstbäume mit Früchten, Felsen und Berge mit Wasserfällen, Teiche mit Fischen, Häuser, Schiffe, Thäme, wilde Thiere, Esel, Sägel und Schilde mit den Wappen der Neuermählten. Alle diese Dinge aber waren aus Zucker geformt und bestimmt, von den Hochzeitgästen verzehrt zu werden.

Sieben Tage wurden vom frühen Morgen bis spätem Abend den Lustbarkeiten gewidmet. Jeden Tag erschienen dabei die Neuermählten in einem andern kostbaren Kleidergeschmuck.

Der Tag der Hochzeit ward durch eine Fahrt auf dem Rhein gefeiert. Man fuhr langsam flromabwärts, tafelte auf dem Verdeck und stieg Abends wieder an's Land. Nachdem es vollkommen dunkel geworden, wurde auf dem Rhein ein prächtiges Feuerwerk entzündet, das einen Schloßkampf darstellte. Am dritten Tage fand ein großes Ringstechen, Quardrillereiten und Turnieren statt auf dem Platz von Rempelfurt bei Düsseldorf, wo die Schranken und Gallerien errichtet waren.

Sämmtliche Reiter, die an dem Reiten theilnahmen, mußten sich verkleiden, und es ging bei dem Spiel nach den allbekanntesten alten Turniergesetzen zu. Unter Lust und Kurzweil der Zuschauer verließ die stöhlische, unblutige Schaustellung der Reiterfahnen edler Herren, bei denen nach der hergebrachten Regel schöne Damen die Sieger krönten. Wieder schloß ein Feuerwerk den Tag.

Am folgenden Tage zeigten besoldete Reitermeister ihre Kunst im Festspiel, eine Ausführung ähnlich denen der Gladiatoren des alten Roms.

Die Reitermeister waren vom Kaiser privilegirt und fanden sich, im Lande umherziehend, überall ein, wo Lustbarkeiten veranstaltet wurden.

Nachdem der Fester Kunststücke vorüber waren, sammelten sie ihre Belohnung von den Zuschauern und wurden vom Gastgeber abgepörscht.

Am fünften Tage hielten die jungen adeligen Herren ein Quintantenrennen, dabei stritten sie zu Pferde mit Lanzen, und zu Fuß im Schwingespiel mit Schwertern gegen einander. Zuletzt ritten sie zum Wahren oder Quintantenrennen. Dabei stand in der Mitte der Bahn die Figur eines Möhren, der in der linken Hand einen Schild, in der Rechten einen Kolben hielt. Die Aufgabe der Reiter war es, in Carriere vorüber jagend mit der Lanze den Kolben oder das Schild der Figur abzunehmen. Der Hauptstoß galt der Brust der Figur. Waren die Stöße wirksam geführt, so brach die leichte Lanze durch den wichtigen Anprall in Stücke. Bei diesem Spiel theilte sich der junge fürstliche Ehegatte in Person. Er trug einen saltigen Wappentrock, in der Waake eines deutschen Ritters der früheren Jahrhunderte, gleich den übrigen Theilnehmern des Rennens, und gewann dabei den ersten Preis, ein silbernes Trinkgeschloß mit einem Löwen im Wapen von 158 Thalern.

Am sechsten Tage turnirten die Ritter nochmals zu Fuß. Mit einem Maskenfest und Tanz im Schloß, sowie einem abermaligen Feuerwerk auf dem Rheine, damit endete die lange Hochzeitsfeier des Jahres 1885 zu Düsseldorf.

Hektor und die Krefbe. Unlänglich ist mir eine merkwürdige Geschichte passiert, sagte der Herr Förster am Stammtisch — die muß ich Euch doch erzählen. Wie Ihr wißt, gibt es bei uns sehr viel Krefbe. Nicht doch! Ich einmal den Glück verfühen, daß ich mir eines schönen Tages, und auf den Krefbsang gehen! Gesagt, gethan. Nach ein paar Stunden hatte ich eine Menge der schönsten Exemplare beisam-

men, und da ich nichts weiter zur Verfügung derselben bei mir gehabt, so band ich sie in mein Taschentuch, um sie mit nach Hause zu nehmen. Da fiel mir ein, daß ich beinahe jeden Sonntag besuht, wo er nur eine Stunde von mir entfernt war, seinen Geburtstag habe, und um ihm eine Freude zu bereiten, wollte ich ihm die Krefbe schenken. Da mein Hund, der Hektor, stets mit dortgewesen, also den Weg dahin genau kannte, so hing ich ihm das Taschentuch mit den Krefben um den Hals, schärfte ihm genau ein, woher er sie bringen sollte — und fort sauste er mit den Krefben. Ich ging hierauf zu Hause — in Gedanken schon das schimmernde Gesicht meines Freundes beim Anblick der Krefbe sehend. So brach der Abend herein, aber mein Hektor kam nicht wieder, trotzdem er doch schon längst wieder daheim sein konnte. Der Morgen kam, doch mein Hund nicht. Es wurde Mittag, Hektor war immer noch nicht zu sehen. Donnerwetter, dachte ich, die Sache hat nicht ihre Richtigkeit — da wußt du doch mal selbst sehen, wo das Biß geblieben ist.

Ich machte mich also auf die Beine, denselben Weg einschlagend, den mein Hund gelaufen sein mußte. Nachdem ich schon eine halbe Stunde gegangen, sehe ich noch immer keine Spur. Jetzt komme ich in eine Schonung, welche ich passieren mußte. Aufmerksamkeit spähe ich umher.

Da höre ich ein leises Winseln. Ich gehe näher, entdecke meinen Hektor — und was muß ich sehen! vom heiligen Laufen war dem armen Kerl das Taschentuch mit den Krefben aufgegangen; diese hatten natürlich nichts Eiligeres zu thun, als davon zu laufen. Aber mein Hektor packte ohne Umschände einen nach dem andern und trug sie wieder und immer wieder in das Taschentuch. Und das hatte das arme Thier schon volle 24 Stunden gethan! Natürlicherweise befreite ich ihn nun von seiner anstrengenden Thätigkeit, brachte meinem Freund selbst die Krefbe und erzählte ihm die ganze Geschichte. Selbstverständlich bekam mein Hektor, in voller Würdigung seiner Pfllichter und da er ganz ausgehangert war, eine tüchtige Portion Essen und eine warme Wurst noch extra.

Des Königs Laubfrosch.

König Ludwig II. von Bayern unternahm von Schloß Berg aus täglich und vielmehr nützlich die abenteuerlichsten Ritte und fahrten in's Hochland auf seine verzauberten Bergschlößer. Wenn der stolze Herr auch sonst nach nichts fragte, nach dem Wetter fragte er doch, und da im naßen Starnberg ein Wetterliebhaber, der im Rufe stand, ein untrüglicher Wetterprophet zu sein, so war ein für allemal allerhöchster Befehl erlassen: Tag für Tag sei Meldung zu erstatten, mit welchem Wetter der Rittzug in Starnberg heute allerunterthänigst ausfallen könne. Nun kamen aber die Gerichthser in's Land, und der Beamte begab sich auf eine Erholungstour, um selbst von dem schönen Wetter den besten Gebrauch zu machen. Er Majestät war außer sich darüber, daß infolge dessen die zuverlässigen Wettermeldungen ausblieben, und äuferte sich höchst ungnädig über seinen pflichtvergessenen Leibwächter.

Als dieser endlich nach Wochen in seinen Kanzleiwagen zurückkehrte, wurde ihm von des Königs Kreaturen vorgehalten, wie er sich so mir nichts dir nichts habe entfernen und den Born des Königs habe leichtfertig heraufbeschwören können. Da riß aber dem biederen Bayern der Geduldsfaß ab, und er erwiderte unwillig: „Doch wer mir schon zu bumm, ich bin doch dem König sein Laubfrosch nicht!“

Natürlich wurde johlant unerschrockenheit Meinungsäußerung dem König vortrefflich, wie man in Bayern sagt, und seine Majestät war nun erst recht aufgebracht. Der Kabinetsekretär erhielt den Befehl, den Mann sofort abziehen zu lassen. Das ging freilich nicht, denn des Königs Leibwächter war seines Reichens Richter, und solche können auf Grund der Verfassung nur verurteilt werden. Da sich jedoch der Herr Richter hinsichtlich stets gut gefühlt hatte, so konnte dies nur mit Beförderung geschehen. Also allerhöchste ungnädigst sofort beordert und verurteilt! So geschah es denn auch: des „Königs Laubfrosch“ kuppelte eine Sprosse höher und damit wurde aus dem Unwetter, daß sich über ihm zusammengezogen hatte, ichdneres Wetter, als er sich selbst mochte propheeten haben.

Zu fess.

Französische Blätter erzählen: Der Viehhändler Malus, ein Mann von außergewöhnlicher Beliebtheit, hatte sich einen besonderen Wagen bauen lassen müssen, um von Paris nach dem Marktheden Vincennes fahren zu können, wo er seine Hauptgeschäfte machte. Dieser Wagen enthielt jedoch sein Pferd in Vincennes, und Malus mußte mit der Eisenbahn nach Hause zurückfahren. Er begab sich also zum Bahnhof, nahm eine Fahrkarte nach Paris und wartete auf die Ankunft des Zuges. Als dieser eintraf, gab sich der Viehhändler alle Mühe, sich in einen Wagon hineinzufinden; aber o Schreck! in Folge seiner ganz ungläubigen Beliebtheit war es ihm durchaus unmöglich, in das Coupee hinein zu kommen. Er nahm die verschiedenen Stellungen ein und suchte sich von vorn, von der Seite, von rückwärts durchzuklemmen, aber es war verlorene Zeit und Mühe. Dieser währende Kampf eines Menschen gegen einen Wagon lockte eine ungeheure Menschenmenge herbei: die Eisenbahnbeamten eilten dem Händler mit Stangen und Seilen zu Hilfe und suchten ihn in den Wagon hineinzuzerren, man zog ihn den Oberrod, den Rod, die Weste u. s. w. aus, aber alles war vergebens. Schließlich blieb, nachdem der

Zug bereits eine halbe Stunde gewartet hatte, nichts anderes übrig, als den biederen Malus buchstäblich wie ein Gepäckstück zu verladen; man brachte ihn in den Gepäckwagen und legte ihn auf einen Haufen Kissen, wo er erst nach langer Zeit wieder zu sich kam. Der Kampf mit der Coupee für hatte ihn ganz kraftlos gemacht.

Die Geschichte der Polka.

Ein höchst interessantes Blatt hat uns die Annalen der Choreographie die Geschichte der Polka hervorgehoben, der wir folgen des entnehmen: Die Polka ist nicht von polnischer Abstammung, wie man ihrem Namen nach schließen könnte. Die erste Polkatänzerin war eine Böhmkin, Hanička Slezak. Sie war ein junges hübsches Mädchen und die begehrteste Tänzerin im Dorfe Kofelec an der Elbe. Als sie einmal im Jahre 1830 in der Schenke zu Kofelec mit der übrigen Dorfjugend sich dem Vergnügen des Tanzes hingab, wurde sie um einen Solotanz gebeten. Sogleich war sie dazu bereit und sagte: „Ich will Euch etwas vortanzen, was ich mir selbst ausgeguckt habe“. Damit begann sie zu singen und sich dazu im Takte zu drehen. Der anwesende Dorfkapellmeister begleitete auf der Orgel ihren Gesang, und es dauerte nicht lange, so war Hanička's Tanz in Kofelec beliebt und Nationaltanz geworden. Wie heißt denn dein Tanz? wurde sie gefragt. „Palka“, sagte Hanička, „weil er im halben Schritt getanzt wird.“ „Aus Palka“ wurde „Polka“ und zuletzt „Polka“, die im Jahre 1833 schon Prag, 1839 Wien und 1840 bereits ganz Paris ergriffte. Hanička ist jetzt eine hochbetagte Greisin, die von sechs Kindern und vielen Enkeln gehegt und gepflegt wird.

Vandalismus.

Außer den vielen Gewaltthätigkeiten, die Napoleon gegen Menschen beging, war er auch noch gegen Alterthümlichkeiten schonungslos. So ließ er als Konjul am 16. Mai 1797 das goldene Buch, die Urchrift, worin die 1400 Jahre alte Verfassung und die ältesten Gesetze des um Kunst und Wissenschaft so verdienten Venedigs aufgezeichnet waren, verbrennen.

Ein Seitenstück zu der Grauelthat des Kaiser Napoleon, der im Jahre 842 mit der aus 700,000 Bänden bestehenden berühmten Bibliothek Alexandriens ein halbes Jahr hindurch die Bäder heizte. Ein aus derselben gerettetes, angebranntes Blatt bewahrt die Bibliothek zu Paris auf: dasselbe wurde mit 6000 Franken erstanden.

Waffenmord durch Electricität.

Herrenlose Hunde werden in den großen Städten täglich in solcher Menge der Polizei eingeliefert, daß man in London und Paris, um die nicht nach kurzer Zeit von den Eigentümern abgeholtene Thiere schnell zu beseitigen, bisher alle zusammen in einen luftdicht verschließbaren Käfig gab und Kohlenäure in diesen einleitete, so daß die Thiere schnell erstickten. Die kostspielige Methode ist nunmehr in London durch elektrische Hinrichtung ersetzt worden; zu diesem Zweck werden die armen Heilmahllosen in einen Käfig gebracht dessen Boden aus einem Drahtgewebe besteht, welches mit den Voltkräften einer Dynamomachine in Verbindung steht. Wird der Strom nun in den metallischen Fußboden eingeleitet, erleiden die Thiere einen so hart elektrischen Schlag, daß der Tod sofort schmerzlos erfolgt.

Chinesische Kriegsführung.

Eine höchst merkwürdige kleine Erzählung aus der Zeit der Gründung der fremden Niederlassung in Shanghai ist folgende: Als die Taipings Schanghai besetzt hielten, führte häufig ein Haufe der Kaiserlichen gegen eine Schaar der Aufständigen an. Pflücht hielten dann wie auf Verabredung beide Haufen inne, um zu unterhandeln. Dann erneuertes Kriegsgeschrei und scheinbar wüthendes Handgemenge; aber niemand gebrauchte seine Waffen, das ganze Getümmel drehte sich vielmehr um die beiden Feldzeichen. Das Ende des Kampfes war fast immer, daß die Banner auf beiden Seiten verloren gingen. Es war nämlich halbwegs eine Belohnung von etwa 100 Mark auf die Feldzeichen ausgelegt und diese hatten für die tapferen Krieger, mochten sie nun Kaiserliche oder Rebellen sein, eine große Anziehungskraft, daß sie sich gegenseitig zu dem Gelde zu verheßen suchten.

Das astein!

Friedrich der Große fragte einst zu der Zeit, als er mit Rußland, Oesterreich und den übrigen deutschen Staaten im Kriege lag, den General Seydlitz: „Sag er mir, wer wird wohl am Ende gewinnen? Elisabeth, Maria Theresia, oder die Pompadour, oder ich?“ „Nun, untreuzeitig Ew. Majestät!“ erwiderte Seydlitz.

„Und warum das?“ „Weil Sie gerechte Sache lieben!“ Friedrich lächelte, zog ein Geldstück hervor und sprach: „Sieht Er, wer dies zuletzt hat, wird gewinnen!“

Liegend aufzubewahren. Ein berühmter Professor in Osttingen, der manchmal im Trinken des Guten zu viel that, wurde eines Nachts von Studenten im Graben liegend gefunden. Sie hielten ihn heraus und wagten zu fragen, wie der Herr Professor in diese unangenehme Situation gekommen sei. „Ja, sehen Sie,“ erwiderte dieser, „das kommt davon, ich habe heute viel Selterswasser getrunken, und auf der Flasche stand: Liegend aufzubewahren.“

saiales Zusammenreffen. „Zum Ausdruck noch einmal! Jetzt habe ich vor zehn Minuten dem Meyer geschrieben, er solle mir sofort 100 Mark leihen, und nun kommt von ihm ein Brief, in dem er mich um 200 Mark anpumpt! Der wird schöne Augen machen!“

Im Restaurant. „Hören Sie mal, Kellner, Sammsbraten (Speislich) jäh! Wohl von Methusala lammchen?“

Zeitgemäßes Duell. „Mein Herr, Sie sind gefordert!“ „Angenommen!“ „Wählen Sie! Degen oder Pistolen?“ „Nichts da. Winterpartie auf die Jungfrau“ — wofürs Seil — drei Schritte Distanz!“

Kindermund. „Lieschen: Mama, wenn ich einmal heirathe, wirst Du dann eine Schwiegermutter?“ „Natürlich!“ „Dann heirathe ich lieber nicht!“

Immer Professor. „Gelehrter: „Ob“ nicht so nah an den Abgang, Elise, Du kümstest hinunterfallen!“

Junger Frau: „O, ich würde mich an der Tanne da festhalten!“ „Gelehrter: „Da ist ja eine Fichte! Siehst Du, wie leichtsinnig! Da wollest Du Dich an der Tanne festhalten, und wenn Du hinkommst, ist gar keine da!“

Nach gut abgegangen. Mutter: „Nun, wie ist Dir denn gestern das erste Mittagessen geraten?“ Tochter: „D... Gut! Das konnte diesen Morgen schon wieder ins Komptoir gehen!“

Immer Professor. „Dienstadt: „Herr Professor, so eben ist der Storch zu Ihnen gekommen!“ Professor: „Dummheit, ist im Dechember unmöglich!“

Ungewollte Kritik. Gutsbesitzer: „Mit Ihrer Bemerkung um die Hand meiner Tochter bin ich ganz einverstanden, Sie sollen ja ein prächtiges Defonon sein.“

Freier: „Gewiß, meine künftige Frau wird das größte Rindvieh zu sehen bekommen, zehn Meilen in der Runde.“

Schlau. Kommerzienrath (zum neuen Diener): „Hier ist die Rute zu den Einladungen; die unterstrichenen sind verkehrte Rute und da muß es heißen: „An Herr X nebst Frau Gemahlin.“

Kommerzienrath (andern Tages): „Nun hast du die Einladungen besorgt?“ Diener: „Ja wohl, Herr Rath!“ Kommerzienrath: „Auch bei den Verheiratheten den Zusatz, nebst Frau Gemahlin“ dabei geschrien?“ Diener: „Ja wohl!“

Bei den anderen schrieb ich, ohne Frau Gemahlin.“

Beweis. Fremder Kavaler: „Ihr Herzog ist wohl auch so ein kleiner Despot?“ Hofmarschall: „Wo denken Sie hin! Der kann nicht mal 'nen schlechten Witz unterdrücken!“

Gute Entschuldigung. Herr: „s ist eine Schande, das Nachts die Rute mit Betteln zu befehligen!“ Bettler: „Verzeihn Sie, ich bettete doch bei Daaer!“

Der höchste Mitosch. „Gnädigste, nehmen Sie noch nachträglich klaines Geschenk zum Jahreswechsel an.“

„Ach, garmannt, Herr von Mitosch! Aber, was seh' ich? Das ist ja mein eigenes Porträt?“

„Doch Sie mir vor zehn Jahren gegeben haben. Ich kenne ich Ihnen, kerem allasann, heute eine schmeichelhaftere Erinnerung an verangene Jugend bereiten?“

Gute Entschuldigung. Herr: „s ist eine Schande, das Nachts die Rute mit Betteln zu befehligen!“ Bettler: „Verzeihn Sie, ich bettete doch bei Daaer!“

Der höchste Mitosch. „Gnädigste, nehmen Sie noch nachträglich klaines Geschenk zum Jahreswechsel an.“

„Ach, garmannt, Herr von Mitosch! Aber, was seh' ich? Das ist ja mein eigenes Porträt?“

„Doch Sie mir vor zehn Jahren gegeben haben. Ich kenne ich Ihnen, kerem allasann, heute eine schmeichelhaftere Erinnerung an verangene Jugend bereiten?“

Fataler Nachsch. Schriftsteller: „Sei stolz, liebes Weibchen! Habe auf meine Arbeit einen Preis von 500 Mark bekommen.“ Frau: „Auf welchen Artikel denn?“ Schriftsteller: „Auf die Arbeit; Fehler des Weibes, eine Naturstudie.“

Uebertreibung. Sie: Herr Malwitz, Sie glauben gar nicht, welch gutes Herz meine Tochter Laura hat! Neulich bekommt unferer Haushalte sieben allerliebste kleine Käuzchen; eines war leider sehr schwach und krank, und da hat das gute Mädchen es mit der Flasche ausgezogen.“

Er: „Ach, gnädige Frau, das ist gar nichts; wenn Sie wüßten, wie viele Kater ich schon mit der Flasche ausgezogen habe.“

Schöne Speculation. A: „Ihr letzter Roman hat schon sechs Auflagen erlebt, wie kommt denn das?“ B: „Ganz einfach; am Tage nach der Ausgabe inferierte ich in einer Zeitung, daß ich eine Lebensgeschichte suche, die der Helbin meines letzten Romans ähnelt. Sie hätten nur den Erfolg sehen müssen; in zwei Tagen war eine Auflage geräumt.“

Eine vorläufige Wirthin. (Zwei Tage vor Oftern). „Jesse, es kommt schon wieder ganz trüb am Himmel — Lotte, thu' nur a Bissel Butter'nein in den Kuchen!“

„Warum denn, Mutter?“ „Weil's leicht möglich wär, daß wir ihn selber essen müssen!“